assen
nkenkasse.
enich
efon 2461
CIN"
erhältl.!
eller-
ffeln
strie,
ne, hiesige.
Ware zum
Tagespreise
Haus.
Vering,
oßhandlung
-Brühl,
. 2794.
-Ruf
291
enarbeiten
Schreib-
ber u. billigst
Maschine vor-
ngeb. unt. G L
Geschäftsst.

Marmorplatte des Tisches, an dem er Platz nahm.

Eine Kellnerin kam auf ihn zu mit auffallend ruhigen Schritten. Sie trug ein dezentes Kleid. Das schöne, freundliche Gesicht zeigte innere Festigkeit. Sie grüßte den jungen Herrn und fragte nach seinem Wunsche.

„Cherry, und für Sie, was Sie wollen, Fräulein Lonny!"

Ebenso ruhig, gemessen, ging sie ab. Sie kam bald wieder und brachte nur Cherry.

„Und Sie?"

Sie dankte.

„Noch immer nichts, Fräulein Lonny?" Er beichtete ihr, daß er a.: ihrer Wohnung gewesen sei. Er habe sie durch den Cafebesitzer erfahren.

„Mutter weiß nicht, daß ich serviere!" antwortete sie. „Sie soll es nicht wissen. Mutter meint, es sei kein Beruf für eine junge Dame!"

„Und könnte mir keinen besseren denken."

Er hielt ihr die Blumen hin.

„Danke!" Sie lehnte sie ab. „Geben Sie die Blumen einer anderen."

„Auch die Blumen nicht, Fräulein Lonny?"

„Warum? Ich habe kein Namensfest! Ich sorge für Mutter!" Sie wandte sich einem anderen Gaste zu, ebenso freundlich und würdig, wie eine Königin.

Paul Newus erhob sich mit seinem Strauße und ging hinaus. Er fuhr wieder mit der Taxe und erkletterte acht Treppen. „Bitte," sagte er, als Lonnys Mutter ihm auftat: „Nehmen Sie diesen Strauß von einem Unbekannten. Ich überreiche ihn der Mutter einer guten Tochter ..."

Dann ging er und dachte an Perlen in Meerestiefen und Blüten, die ihre Kelche schließen, wenn Käfer nahen und der Staub der Straße durch die Gärten fegt.

„Lonny!" Und junge Sehnsucht zog in sein Herz, Sehnsucht nach Tempeln in Menschenwesen ...

Der Sonntag

Wieviel ist doch schon über den Sonntag geredet worden! Die einen ärgern sich über ihn, die andern freuen sich seiner. Die Gegner sagen oft, sie hätten Sonntags keine Zeit, sie müßten arbeiten, und tatsächlich haben auch viele ihre Sonntagsarbeit. Aber dabei werden sie nicht müde, immer wieder zu fordern, daß sie mehr Urlaub, mehr Ferien haben müßten, um sich von ihrer Arbeit zu erholen. Wie gedankenlos! Sie haben im Jahre ihre 50—60 Ferientage, denn das sind die Sonntage, und diese wollen sie abschaffen und erheben zugleich ein Geschrei, weil sie nicht genügend Ferien hätten.

Wir wollen um so treuer den Sonntag halten. Das ganze Leben hindurch! Sonntagsarbeit hat noch keinem Segen gebracht. Wir wollen mit Andacht bei der heiligen Messe sein, nicht hinten im Turm, wo die Halben und die religiösen Nullen stehen, sondern, wenns geht, im Schiff der Kirche, von wo wir die heilige Handlung auch verfolgen können. Wir gehen selbstverständlich auch in die Nachmittagsandacht. Und auch nachher ist unser Verhalten so, wie es sich für den Tag des Herrn gehört. Wer bringt es über sich, des Sonntags in ein seichtes Kino zu gehen? Das müßte schon ein ganz hohler Kopf sein, der Sonntags nicht höhere Gedanken in sich bergen würde.

Nicht vergessen wollen wir auch das wahre Sprichwort: Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag.

(Aus der Schulzeitschrift: Am Scheidewege.)

Der „gute" Fang

(Nach einer Altberliner Anekdote.)

Seit einigen Tagen — es war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — kam jeden Vormittag ein hübscher, junger Mann in die Konditorei Crantzler, Unter den Linden, trank stillschweigend eine Tasse Kaffee und bezahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem bedienenden Mädchen etwas wieder zu nehmen. Diese war beim ersten Male erfreut, zumal sich erwies, daß der Dukaten echt war.

Beim zweiten und dritten Male wurde sie ängstlich und sprach mit ihrem Prinzipal.

Gedenkt der Toten

Das Erste, was du morgens tust:
Gedenke deiner Toten!
Das Zweite, was du mittags mußt:
Gedenke deiner Toten.
Das Dritte, eh' du abends ruhst:
Gedenke deiner Toten!

Ein Vaterunser tut es nicht,
Ein Vaterunser ist ja Pflicht.
Ein Segen tief aus Herzensgrund,
Gehaucht mit liebewarmem Mund,
Ein Weihewort, darin du dich
Den Toten widmest inniglich,
Kann ihre Not erreichen.
Sie sind ja unsresgleichen.
Und weil sie unsersgleichen sind,
Gedenket alle, Greis und Kind,
Mann, Mutter, Muhme, Knecht und Magd,
Der lieben Toten unverzagt.

Je reicher du an Liebe bist,
Durch Gottes Huld ein rechter Christ,
Dich drängt' von selbst zu jeder Stund'
Mit Herz und Mund
Der Toten zu gedenken,
Dich ihnen ganz zu schenken.
Erlöse du
Zur ewigen Ruh!
Die sich am tiefsten quälen:
Die armen — ärmsten Seelen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Dieser erzählte die Geschichte dem Polizeirat Dunker, der sich dann am folgenden Vormittag einfand.

Bald darauf erschien der junge Mann, und Dunker verwickelte ihn in ein Gespräch, konnte aber nichts über die Verhältnisse des andern erfahren.

Bald darauf wollte der junge Mann zahlen und zog seine Börse, die von Dukaten strotzte.

„Sie haben da einen schönen Vorrat", sagte Dunker.

„Nicht mehr, als ich so im Laufe des Tages ausgebe", erwiderte der Fremde.

„Dürfte ich Sie um ein kleines Geschenk bitten", fuhr der Polizeirat fort, „ich sammle für einen wohltätigen Zweck und bitte Sie freundlichst usw. ..."

„O ja", erwiderte der Gast", aber da müssen Sie schon in meine Wohnung kommen, die Kleinigkeit hier im Beutel möchte ich nicht wagen, Ihnen anzubieten."

Das war es gerade, was Dunker wollte.

Sie gingen, und der schlaue Polizeirat wollte bemerken, daß der andere im Gedränge vor einigen Läden stehen blieb, als wolle er entschlüpfen. Aber er verlor ihn nicht aus den Augen.

So kamen sie an das Schloß.

„Ich gehe aber durch den Schloßhof", sagte der junge Mann.

„Schön", dachte Dunker, „da gibt es viele Wachen."

Ich gleichen Augenblick trat der Prinz von Preußen durch das Portal.

„Na, Esterhazy! Wieder zurück?" lautete die Anrede des Prinzen.

Dunker war wie vom Blitz getroffen: der freigebige junge Mann war der reiche Fürst Esterhazy, der seit einigen Tagen in Berlin weilte.

Dunker suchte sich heimlich zu entfernen.

Der Fürst aber rief: „Warten Sie! Ich will Ihnen ja etwas für Ihre Sammlungen geben."

Und in seiner Wohnung angelangt, gab er Dunker hundert Dukaten, die dieser mit verlegener Miene einstrich.

Einfälle

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Jung sein, das ist keine Kunst, alt sein, das ist eine! Alt, und der Jugend kein Dorn im Auge, kein lebendiger Mahner sein — große Kunst! Nur die Liebe vermag sie auszuüben.

—

„Ich habe mich ausgesprochen," sagte sie.

„Das heißt?"

„Ich habe nichts mehr zu sagen."

„Glaube ich nicht. Eine Frau hat immer noch etwas zu sagen."

Sie lächelte, sah ihn an und — schwieg.

Hoho — dachte er — die ist gescheiter, als ich gewußt habe.

—

„Mit den Wölfen muß man heulen." Warum denn, wenn ich gar kein Wolf bin? Ich könnte höchstens über das Unglück heulen, unter sie geraten zu sein.

—

Die Weisheit hatte über Land fahren und ihr Lieblingskind, die Güte, für eine Zeitlang verlassen müssen. Als sie heimkehrte, fand sie ihren schönen, stillen Wohnort zerstört, den Boden durchwühlt, die Saaten vernichtet, die Früchte langen Fleißes in die Winde zerstreut. Ihr Liebling aber war schwer verwundet und wanderte scheu und verängstigt über die zur Wildnis gewordene Stätte des blühenden Reichtums und des Segen ausströmenden Friedens.

„O Kind," sprach die Weisheit schmerzerfüllt, „was wird aus unseren Werken, wenn ich dich dir selbst überlassen muß!"

—

Der Hochmut war patriotisch gestimmt, zog umher und predigte. Unterwegs begegnete ihm zufällig die Bescheidenheit. Voll Empörung rief er sie an: „Elende du! Urheberin aller Beschämung, die wir erfahren. Vaterlandslose mit dem krankhaften Blick für jeden Splitter im Auge deines Volkes! Würdelose, die fremdes Verdienst hoch über das eigene stellt, kennst du den Gottgesandten, den Stolz nicht, den Stolz, der adelt und stärkt, der uns über alles Niedere erhebt?"

Die Bescheidenheit lächelte. „Wie sollt ich ihn nicht kennen?" fragte sie. „Er ist ja mein Vater."

* Aus dem Nachlaß Marie von Ebner-Eschenbachs, gibt Helene Bucher im Nikola-Verlag in Wien „Letzte Worte" heraus, denen diese seinen „Einfälle" entnommen sind.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 44 Sonntag, den 2. November Jahrgang 1930

Allerheiligen - Allerseelen

Das Leben greift nach uns mit tausend Armen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend rüttelt und schüttelt es uns, und schier im Traume noch ängstigt und quält es uns mit Sorgen und Befürchtungen. So nah, zum Greifen nah liegt ja die Welt vor uns, von allen Seiten werden wir umklammert von dem Vorhandenen. Das Jenseits aber, es steht fern und schweigend. Wie ein Gebirge am Horizont, von dem man nicht weiß, sind es Berge, sind es nur Wolkengebilde? Und doch sendet es einen mächtigen Sprecher auf die Erde, einen, der mit Allgewalt immer wieder an die menschlichen Häuser und die menschlichen Herzen pocht, — den Tod! Wir sehen sie um uns hinsinken, unsern Vater, unsere Mutter, unsere Brüder, unsere Schwestern, und das Geläute der Glocken ist der gewaltige Lautsprecher, der dies Menschenschicksal weit in die Lande ruft. Was sich da am fernen Horizont wie Nebelmassen ballt, wir wissen es, das sind keine schattenhaften Gebilde, die heute stehen, morgen vergehen, das sind die Umrisse einer Welt, die ewig ist.

Dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, deine Schwester, wo sind sie? Jubilieren sie mit den Heiligen und Seligen, ist der Allerheiligentag ihr Fest? Oder leiden sie mit den noch Verbannten und mußt du am Allerseelentag ein Memento für sie zum Himmel senden? Niemand weiß es. Alle aber, alle, die nach der Anschauung Gottes schmachten, sind deine Brüder, deine Schwestern. So bete, bete für sie alle.

Und vergiß dich selber nicht. Laß einmal das Leben, das dich sonst so umklammert hält, lade dir den Tod zu Gast! O glaube nicht, daß er ein mürrischer, finsterer Gesellschafter sei! Auch er ist von Gott geschaffen, der Bruder Tod. Er richtet seinen ernsten und doch so milden, tröstenden Blick auf dich und wird dir sagen: „Warum fürchtest du mich? Schau den Gottesacker an! Im Schein von tausend Kerzen leuchtet er — die Hoffnung brennt auf den Gräbern. Und der Friede steigt aus ihnen in die dunkle Nacht empor. Bin ich etwas anderes als der Weg zu Gott? Warum fürchtest du mich?"

Allerheiligen — Allerseelen — Tage, an denen die Kirche eindringlich unser Allerpersönlichstes wachruft. Tua res agitur — um dich handelt sich's! Der Aufblick zum Himmel, das Gebet für die Abgeschiedenen gilt denen, die bereits durch die Pforten der Ewigkeit getreten sind, aber wie von der Wolke, die am Himmel zieht, der Regen fällt, so sinkt der Segen dieses Gedenkens zur Erde nieder und wird zum Heile für uns, die wir noch die Erdenwege wandeln. Memento mori!

—×—

Liebe streut auf stille Gräber / Astern aus verklärter Hand. / Heiße Tränen küssen, träumend, / Schwer das kalte Friedhofsland —

Allerheiligen

Selig sind im Geist die Armen,
Die zu ihres Nächsten Füßen
Suchen Nachsicht und Erbarmen
Und mit Dienerwort ihn grüßen,
Fremden Fehles sich erbarmen,
Fremden Glückes überfließen:
Ja, zu ihres Nächsten Füßen
Selig, selig sind die Armen.

Selig sind der Sanftmut Kinder,
Denen Zürnen wird zum Lächeln
Und der Milde Saat nicht minder
Fruchtbar sprießt durch Dorn und Hecheln,
Deren letztes Wort ein linder
Liebeshauch durch Todesröcheln,
Wenn das Zucken wird zum Lächeln:
Selig sind der Sanftmut Kinder!

Selig sind, die Trauer tragen
Und ihr Brot mit Tränen tränken,
Ueber eig'ne Sünden klagen
Und der fremden nicht gedenken,
An den eig'nen Busen schlagen,
Fremder Schuld die Blicke senken!
Die ihr Brot mit Tränen tränken,
Selig sind, die Trauer tragen.

Selig sind, wen Durst ergriffen
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Mutig, ob den morschen Schiffen,
Mutig steuernd auf den Fluten,
Sollten unter Sturm und Riffen
Auch das Leben sich verbluten:
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Selig, wen der Durst ergriffen.

Die Barmherzigen sind selig,
So nur auf die Wunde sehen,
Nicht ermessend kalt und wählig,
Wie der Schaden mocht' entstehen,
Leise nur und sanft und mählig
Lassen drin den Balsam gehen:
So nur nach der Wunde sehen,
Die Barmherzigen sind selig!

Selig sind die reinen Herzen,
Unbefleckter Jungfrau'n Sinnen,
Denen Kindeslust das Scherzen,
Denen Himmelshauch das Minnen,
Die rein wie Altares Kerzen
Endeten ihr klar Beginnen;
Unbefleckter Jungfrau'n Sinnen,
Selig sind die reinen Herzen!

Und des Friedens fromme Wächter
Selig, an den Schranken waltend,
Und der Einigkeit Verfechter,
Hoch die weiße Fahne haltend,
Mild und fest gen den Verächter,
Wie den Damm die Klinge spaltend:
Selig, an den Schranken waltend,
Selig sind des Friedens Wächter!

Die um dich Verfolgung leiden,
Höchster Feldherr, deine Scharen,
Selig, wenn sie alles meiden,
Um dein Banner sich zu wahren!
Mög' es nie von ihnen scheiden,
Nicht in Luft, noch in Gefahren!
Selig, selig deine Scharen!
Selig, die Verfolgung leiden!

Und so muß ich selig nennen
Alle, denen fremd mein Treiben,
Muß, indes die Wunden brennen,
Fremden Glückes Herold bleiben.
Wird denn nichts von dir mich trennen,
Wildes, saftlos-morsches Treiben?
Muß ich selber mich zerreiben,
Wird mich keiner selig nennen?

A. v. Droste-Hülshoff.

Allerseelen

Skizze von Irma Siegert.

Nachdruck verboten.

Bleiche Novembersonne flimmert durch tropfende Blätter, streicht über Kreuzlein und Hügel zärtlich hin, und der laue, leise Wind spielt mit Blüten und Schleifen. Alle Gräber tragen heute ihr Feierkleid, denn es ist ja der Tag im Jahr, der dem Gedächtnis der Seelen frei ist. Vor jedem Stein schaufeln hurtige Hände die Erde glatt, streuen Tannengrün und buntes Laubwerk, und da und dort steckt schon ein Kerzlein in der Mitte und harrt der Stunde, da es sein wächsernes Leben opfernd verzehren darf, für die arme Seele, die geruhig darunter schläft. Das Mariele und der Michel huschen geschäftigt hin und her; haben es gar notwendig mit den eigenen Gräbern und manchem fremden dazu, denn sie sind arme Häuslerkinder, die gern ein paar Pfennige verdienen, und viele Leute haben zu wenig Zeit, um sich auch noch um die Toten zu kümmern. Haben genug Arbeit mit den Lebenden und mit dem Vieh im Stall, mit all den Aecke.n und Wiesen da draußen. Der Michel und das Mariele nehmen ihnen gern die Sorge ab, aber nicht bloß des Geldes willen, sie tun es: weil sie Freude daran haben. Es ist so schön die Blümlein zu hegen und pflegen, zu gießen und jäten im Sommer, sie schützend zu decken im Winter und das Unkraut heraus zuziehen, daß alle die Rosen und Geranien, die Vergißmeinnicht und Blauveigelein ihre wunderhübschen Köpfchen emporheben können zur wärmenden Sonne.

Immer wieder muß das Mariele heute nach dem einen Grab dort an der Friedhofsmauer hinsehen. Die Eckdorfbäuerin liegt darin, die Junge, die vor einem Jahre gestorben ist mit ihrem Kindchen. Der Bauer ist allein geblieben; hat sein Gut drüben im Nachbardorf; kommt selten herüber, weil sie drüben selber eine Kirche haben, seine Mägde aber haben keine Zeit zum

Gräberschmücken. So wächst Gras und allerlei Unkraut auf dem Hügelein, und keine liebende Hand zupft die ungebärdig wuchernden Blättlein zurecht. Wenn es nicht das Mariele tut oder der Michel.

Immer wieder schielt das Mariele nach der Mauer hin, bis es nicht mehr zurückhalten kann und zum Bruder sagt:

„Schau nur, das Echhofergrab, keine Seel' tut was daran, nicht einmal zum Totenfest. Meinst nicht, wir richten es auch gar mit?"

Der Bub schiebt schmollend die Oberlippe vor: „Hat es uns niemand geheißen!"

Aber die Schwester gibt nicht nach: „Eine Schand ist es doch, wenn der Herr Pfarrer heute die Reihen durchgeht; alle sind gerichtet, bloß das eine nicht!"

Schon kniet das Mariele vor dem Hügel und arbeitet geschäftig. Bald ist die Erde glatt und das Unkraut fort und der Efeu schön gelegt. Der Bub holt inzwischen ein paar Beerenzweige von den Rainhecken und bündelt sie zum buntfrohen Herbststrauß. So eifrig sind sie, daß sie die schweren, schlürfenden Schritte nicht hören, die sich nähern. Erst als der Echhöfer vor ihnen steht, fahren sie erschrocken auf, als hätten sie was Uebles getan. Der steht und stutzt und blickt abwechselnd auf die Kinder und das gerichtete Grab. Der Schein eines Lächelns umspielt seine verbissenen Lippen, schwindet rasch wieder, und mit barschem Ton fährt er die Kinder an: „Hat euch die Mutter angeschafft, he? Was kümmert euch das fremde Grab?"

Der Bub wird rot und dreht verlegen die Mütze in der Hand. Das Mariele sieht auf in das Gesicht des Bauern mit seinen klaren, aufrichtigen Kinderaugen: „Hat uns niemand gesagt, wir sollten so tun, aber das Grab hat uns gedauert, weil es so wüst aussah, da haben wir es gerichtet, weil ... wir dachten, sonst tut es ja auch keiner."

Ueber des Bauern Gesicht flammt ein Rot der Verlegenheit. Er schweigt und kramt ein paar Lichtlein aus der Tasche, die reicht er den Kindern hin: „Da, steckt sie fest, ihr könnt besser umgeh'n mit dem Zeug!"

Dann bleibt er still versunken und betet ein paar Vaterunser für die Tote. Die zwei stehen an seiner Seite mit gefalteten Händen und beten mit. —

Da wird es ihm eigen warm im Herzen, so sonderbar ist ihm zumut, als habe ihm die tote Frau selber die Kinder in den Weg geführt. Der Gedanke verläßt ihn nicht mehr. Er kennt die Häuslerin, ist eine brave Wittfrau, hat es höllisch schwer mit dem Lebenskampf, und sein eigenes Haus steht leer.

Allerseelensonne streichelt tröstend über ein trauerndes Mannesherz. Können arme Geister noch irdische Fäden knüpfen? Wie dem auch sei, am nächsten Allerseelentag wird der Echhofer nicht mehr allein sein, und der Michel und das Mariele werden einen neuen Vater haben.

Berühmte Grabinschriften

Maria Theresias: „Sie brachte ihrem Volke Segen und ging getrost voll Zuversicht dem Tod als einem Freund entgegen. Ein Weltenoberer kann dies nicht!"

Rafaels: „So lange er lebte, bangte die Mutter Natur, von ihm besiegt zu werden, um mitzusterben, als er starb."

Kants: „Der bestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir."

Klopstocks: „Saat von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen."

Sein alles

Nein! Erschreckt hastete Alfred Klein von der Kirchhofstüre zurück, als er das rege Leben an den sonst so stillen Gräbern sah. Freilich heute war ja Allerheiligen, morgen Allerseelen, die Tage, wo die Toten ihre Freunde empfangen, auch diejenigen, die während des Jahres keine Zeit dazu finden.

Er hatte nicht daran gedacht, und niemand hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Warum auch? War nicht der Weg zur Stätte, wo sein Liebstes ruhte, sein täglicher Gang? Schmückte er das Grab nicht immer mit den erlesensten Blumen, betaute es mit seinen Tränen? Wer sollte ihn darauf aufmerksam machen, daß heute der Tag des allgemeinen Gedenkens sei? — der Tag, an dem alle kommen, auch die Kalten und Neugierigen, die prüfenden Blickes die geschmückten Gräber betrachten und den Grad der Trauer nach der Kostbarkeit der Ausstattung bemessen, die kühl beobachtend an der tiefen Trauer vorüber gehen und denen nichts entgeht, selbst nicht die verschwiegene Träne im zu Boden gesenkten Blick. Nein, er konnte seinen bitteren Gram nicht ausstellen vor der Welt, konnte seinen heiligen Schmerz nicht entweihen lassen durch Neugier.

Erregt flüchtete Alfred den schmalen Pfad hinan, der an dem Wege der Leidensstationen hinaufführte zur Friedhofskapelle. Wie Schutz suchend trat er in das weihevolle Halbdunkel, und seine Hand streckte sich aus, den Strauß von goldfarbigem Herbstlaub und bunten Waldbeeren, den er für seine geliebte Tote gepflückt hatte, vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter niederzulegen. Da traf sein Blick die goldglänzende Inschrift: Schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze! Und wieder war es, als ob alle die Furien des Schmerzes, die er mit starker Hand niedergezwungen zu haben glaubte, ihre Häupter regten und ihm das Herz zu zerfleischen versuchten.

Viel, viel größer war sein Leid! Was hatte er in der Toten nicht alles verloren! Die Gattin, die Mutter seiner Kinder, den treuen Kameraden und die Geliebte, die zärtlich Geliebte! Wie öde und freudlos war sein Leben seitdem! Nur in der Erinnerung an sie, in der Sehnsucht nach ihr lebte er. Mit Freude hörte er es, daß er elend und hinfällig aussehe — ein Christenmensch darf sich ja den Tod nicht wünschen; vielleicht hatte der gütige Gott Erbarmen mit ihm und nahm ihn bald zu sich, damit er mit der Einzigen vereinigt würde.

Sie meinten es ja alle gut mit ihm. Er fühlte das, wenn der sonst so strenge Vater weich und mild mit ihm sprach, wenn er ihn mit geschäftlichen Sorgen belud, um seine Teilnahme abzulenken; wenn die Mutter ihn schalt, ihm von der Religion, von seinen Kindern sprach. Aber sie quälten ihn alle; ihm war alles lästig, das Leben, die Kinder. Er liebte sie wohl — wie sollte er Mariannes Kinder, sein eigen Fleisch und Blut, nicht lieben? — aber er würde ihnen nicht fehlen, wenn er nicht mehr wäre. Hatten sie die Mutter vermißt? Hatten sie nicht lachen und spielen können, als alles mit ihm um die so plötzlich Entrissene trauerte? Nur das Kleinste, das Neugeborene, welches das teuere Leben gekostet hatte, hatte schmerzlich gewimmert und war ein stilles, ernstes Kind geblieben, als ob es unbewußt um die trauere, die es nie gesehen hatte. Aber die beiden Größeren, der sonnige Knabe und die kleine Erna, waren sie nicht glückliche Kinder? Trübte der Schatten der Dahingegangenen ihre Jugend? — würden sie nicht auch den Vater vergessen, wenn Großeltern und Verwandte für sie sorgten?

Er hatte es nicht begreifen können, daß der fast dreijährige Willem auf die Frage nach der Mutter stets sorglos zur Antwort gab, sie schlafe. Er hatte ihn an den offenen Sarg geführt, hatte dem Kinde die todesstarre Hand zu halten gegeben, um ihm klar zu machen, was es verloren habe. Aber er hatte nur erreicht, daß der Knabe scheu und verschüchtert zurückwich — vor ihm, dessen Gebahren ihn erschreckte, nicht vor den Schrecken des Todes, die er nicht begriff. Nein, niemand war ihm etwas, konnte ihm etwas sein. Nur der Bildhauer, der nach seinem Auftrag die Tote so rührend schön als trauernden Genius in Marmor ausgehauen hatte, hatte er seine Anerkennung spenden müssen. Das war dieselbe anmutige, wie müde vorgebeugte Haltung, dasselbe zarte blasse Gesichtchen, das ihn so entzückt hatte. Und doch war auch in dieser poetischen Wiedergabe ihres liebreizenden Aeußeren etwas, was ihn quälte, ihm ins Herz schnitt. Hätte ihn diese ätherische Gestalt, dieses durchgeistigte Antlitz nicht warnen müssen? Hatte er in seiner Liebe von dem guten Kameraden nicht zuviel verlangt; hätte er sie nicht besser hüten, schützen müssen?

Lange noch irrte Alfred umher, ohne für die Schönheit des herbstlich gefärbten Waldes, der an den Friedhof anstieß, ein Auge zu haben. Die Kinder waren schon zu Bett gebracht, als er heimkehrte. Auf seine flüchtige Frage klagte die Wärterin, daß das Kleinste ihr Besorgnis einflößte; es sei so still und teilnahmlos und scheine zu fiebern. Der sofort herbeigeholte Arzt zerstreute die Bedenken; einstweilen sei kein Grund zu Befürchtungen; er werde morgen nachsehen kommen.

Der andere Morgen fand den Kleinen wieder wohlauf, wenn auch mit den ernsten großen Augen — die den Vater von seinem Bettchen forttrieben. Schien es ihm doch wie eine Anklage gegen ihn selbst darin zu liegen. Waren seine Kinder nicht vater- und mutterlos? Mutterlos hatte das Geschick sie gemacht, und er entzog ihnen auch den Vater! Sprach diese Anklage nicht auch aus dem Erstaunen der beiden Größeren, als er die Kinderstube betrat, zum erstenmal betrat seit dem Tode seiner Frau!

Er hätte sich an das Bettchen des Kleinen setzen mögen, ihm die Hand zu halten und konnte es doch nicht über sich bringen. Auch dem Friedhof blieb er heute fern. Dafür erteilte er Weisungen über eine würdigere Ausstattung des Grabes und erlaubte den beiden Aeltesten mit der Kinderfrau hinauszugehen. Sie würden ja nichts empfinden als kindliche Freude und Neugier; aber es waren doch Mariannes Kinder, die heute an ihrer letzten Ruhestätte stehen sollten, wenn er, der Gatte, fernblieb.

Nach seiner Gewohnheit jedem Gruß, jeder Anrede von Bekannten sorgsam ausweichend, flüchtete er in den Wald, um allein zu sein mit seinen selbstquälerischen Gedanken. Aber die nahmen heute eine andere Richtung. Immer wieder sah er in dem verdunkelten Schlafzimmer das spitzenverhangene Bettchen mit dem fiebernden, teilnahmslosen Kinde. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe, daß es hätte dahingehen können, ohne eine Liebkosung von seinem Vater erhalten zu haben, ohne zu wissen, was Elternliebe ist!

Früh brach die Dunkelheit heran; er wollte umkehren, zu seinem Kinde gehen — da fiel sein Blick hinunter ins Tal auf die dunklen Baumgruppen. Langsam zündete sich Lichtlein um Lichtlein an, strahlende Helligkeit um sich

verbreitend, als gälte es die Weihnacht der armen Seelen zu feiern. Und plötzlich litt es ihn nicht länger dort oben: ein Gebet wollte er doch wenigstens ungesehen am Grabe sprechen. Niemand sollte seinen Schmerz belauschen; er wollte den breiten Pfad vermeiden, wo ihn Bekannte sehen würden.

Sein Weg führte über den Friedhof der Armen, wo dicht beieinander Grab an Grab steht. Wie oft war er seither in der Rücksichtslosigkeit seines Kummers quer durch die Reihen geschritten, um früher sein Ziel zu erreichen. Heute knieten trauernde Gestalten vor den schlichten Holzkreuzen, die wider Willen seine Teilnahme weckten, einfache Menschen, die die Ruhestätten ihrer Lieben in kunstloser Weiser aber mit liebevollem Sinne schmückten. Dort der Mann: die Söhnchen zierten das Grab mit Blumen und Steinen, indes er das kleine Mädchen zärtlich an der Hand hielt; hier die junge Frau in Witwentracht, bitterlich schluchzend, indes die beiden Kinder sich an ihr Gewand klammerten. Ueberall vereinter Schmerz, geteilter Kummer. Nur er war allein — weil er allein sein wollte! Wie mit Flammenschrift stand es vorwurfsvoll vor seiner Seele.

Er hatte noch den Friedhof der Kinder zu überschreiten. Papierene Rosen und weiße Astern schmückten die blau u. weiß gestrichenen Holzkreuze, vor denen zärtliche Elternliebe ein wahres Lichtermeer entflammt hatte. Unschuldig blickende Englein versinnbildlichten die dahingegangenen reinen Kinderseelen, deren jede einzelne einen tiefen Einschnitt in den Elternherzen hinterlassen hatte. Die Tränen sprachen heute von tiefem, neuem Schmerze und drangen Alfred in das Herz, das sich in seinem selbstsüchtigen Gram versteinert hatte. So viele Eltern, die um ihre Lieblinge trauerten! — und ihm lebten drei holde blühende Kinder, die er vernachlässigte! Ihm hatte der Himmel sie als teure Kleinode hinterlassen; aber er hatte ihrer nicht geachtet.

Sein Fuß stockte vor der Gestalt einer Frau, die am Boden kniete. Von dem flackernden Kerzenschein hell beleuchtet, las er die noch frische Anschrift des Kreuzes. Die Aermste; im Zeitraum einer Woche hatte der Tod ihr drei Kinder dahingenommen! Wer weiß, ob er sie nicht ganz allein zurückgelassen hatte. Alle drei Kinder! Wenn ihm das widerführe! — wenn der Würgengel, der noch immer im Lande einherging, ihm das entrisse, das er nicht zu schätzen gewußt hatte, wenn er wirklich all in einsam zurückbleiben sollte! Wie verzweifelte Seelenangst kam es über ihn. Er mußte die Kinder sehen, ans Herz drücken, mußte sich vergewissern, daß er nicht gestraft würde für die Gleichgültigkeit, womit er an ihnen vorbeigegangen war.

Von weitem leuchtete ihm schon Mariannes Bildnis, vom Kerzenschein bestrahlt, entgegen; das flackernde Licht täuschte einen Schein des Lebens darüber. Eine Gruppe von Frauen blieb davor stehen, in Bewunderung versunken, eine las die Inschrift: Sie war mein Alles. „Wie schön und rührend!" Wie eine widersinnige Unwahrheit empfand er heute das Wort, das ihm sonst der reinste Ausdruck seines Empfindens gedünkt hatte. Er hätte zu den Fremden gehen mögen und rufen: Es ist nicht wahr! Ich habe ja noch meine Kinder!

Da hörte er das silberne Stimmchen der kleinen Grete: „Wenn die Terzen verbrannt sind, mußt du andere kaufen. Mir haben ja noch viel Geld in unserer Sparkasse. Gelt, Willem!"

Und er sah, wie die Kinderfrau sie ängstlich antrieb, jetzt fortzugehen. „Ihr steht noch so lange hier bis ihr krank werdet!"

„Und wenn wir dann sterben, kommen wir zu Mama in den Himmel. Dann hat uns Papa auch so lieb wie die Mama. Nicht wahr, Tina?"

Der stille Lauscher biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Wie viel hatte ihm heute schon ans Herz gegriffen! Mußte ihm die zarte Gestalt des kleinen Mädchens, das Zug um Zug den Liebreiz der Mutter, aber auch das Ueberirdische ihrer Erscheinung wieder gab, mußten ihn die kindlichen Worte daran mahnen wie viel er gesündigt hatte an ihnen? Sterben hatte er wollen in selbstsüchtigem Schmerze und hatte seine verweisten Kinder darüber vergessen, hatte sie darben lassen an Liebe!

Mannhaft unterdrückte er das aufsteigende Schluchzen in seiner Brust, aber er stürzte auf die Kinder und zog sie an sich. Erschreckt und doch beglückt hob Grete das blonde Lockenköpfchen, und Papa sagte lächelnd: „Warum sollte ich euch denn nicht lieb haben? Ihr seid ja meine Lieblinge!" H. G.

Der Bauer und der Tod

Skizze von W. Lennemann.

Nachdruck verboten.

Da lebte ein Bauer, starrnackig und stark, und war doch schon in die Jahre gekommen, von denen es heißt, daß sie köstlich und voll Mühe und Arbeit gewesen seien. Doch er schuf wie ein erster Knecht des Hofes und wie ein Mann in der Blüte seiner Jahre. Der Tod schien an ihm vorbeigehen zu wollen.

Da geschah es in einem Sommer ..., der Alte stand auf dem Roggenfelde und lehnte sich auf seine Sense; denn es war heiß und noch ein gut Stück Arbeit bis an des Feldes Ende zu tun ..., da sah er den Tod, wie er mitten über die Felder schritt, langsam und gemessen, wie er näher kam und vor seinem Felde stehen blieb.

„Nun rüste dich, Alter," sprach der Tod, „du sollst heute noch vor dem Herrn stehen!"

„Gemach!" antwortete der Bauer; „muß es denn alsogleich sein, so gestatte, daß ich zuvörderst dies Feld abmähe; die Scheunen stehen leer, und die Kinder schreien nach Brot!" Da nickte der Tod gnädig und setzte sich, zu warten, am Grabenrand nieder, mitten in die Kletten und Disteln. So mähte der Bauer gemächlich weiter und sah nur verstohlen zur Seite, wo der Tod zwischen den roten Lebensblüten saß und seine Sense dengelte.

Doch der Bauer war ein Schalk und einer jener Klugen im Lande, die das Gras wachsen und in klaren Nächten die Englein singen hörten. So dachte er darüber nach, wie er dem Tode entrinnen könne. Er war inzwischen an des Feldes Ende gekommen; mit einigen Hieben mußten die letzten Halme fallen ..., da glitt mit einem Male ein Lächeln über sein hartes Gesicht, und mit versteckter, schalkhafter Freude sah er den Tod an.

Der stand auf, hob die Hand mit dem scharfen Eisen und fuhr den Bauer nun höchst ungnädig an: „Risch, rasch, Geselle, schwing und schneide; dein letztes Stündlein ist eben zerronnen!"

Da stellte der Bauer die Sense hart auf die Erde und sprach: „Es bleibt bei unserem Pakt, Herr Tod! Die letzten Halme bleiben stehen! Und ehe nicht die liegen, mag ich nicht mit Euch gehen!"

Da sah der Tod, daß er überlistet worden war; mit grimmigem Gesicht wandte er sich und ward nicht mehr gesehen.

Der Bauer ging heim, fröhlich, wie er noch nie gewesen. Ihm schien die Sonne noch einmal so hell, und es dufteten die Blüten doppelt süß, und die Lieder der Vöglein dünkten ihm noch nie so lebensvoll erklungen zu sein, wie heute.

Doch der Herrgott hat einen langen Arm, und wen er in sein Buch eingetragen, dessen Namen löscht er nicht wieder aus.

Der Sommer war dahingegangen, der Herbst kam und streute seine roten und gelben Blätter in die Lüfte; die Winde nahmen die Backen voll und warfen die letzten vergessenen Früchte von den Bäumen, daß sie verwundert im Grase lagen und dachten: „Nun liegen wir hier, still und erwartungsvoll, und schüttelten uns doch noch vorhin so lebendig und sorglos am Aste!"

Da dachte der Herrgott auch wieder an den Bauer. Doch er sandte nicht wieder den Tod, ihn zu holen.

Eines Nachmittags ... der Bauer las gerade die Zeitung, wie die Ernte überraschend gut gewesen wäre ... da verspürte er plötzlich ein Stechen in der Brust ... da wieder ... und schon wieder, wie wenn ihm jemand eine Lebensfaser nach der anderen aus dem Herzen risse.

Da kam dem starken Manne eine Angst, er eilte, so schnell es seine Schmerzen ihm gestatteten, nach dem Acker, um zu sehen, ob die letzten Halme noch stünden. Wenn die noch unversehrt waren, würde es mit dem Tode nichts auf sich haben.

Doch wie er näher kommt, sieht er, wie sein jüngstes Enkelkind eine Aehre nach der anderen ausrauft und mit den letzten Blüten des Feldes zu einem bunten Strauße bindet. Wie es den Großvater sieht, ruft es jubelnd: „Da sieh einmal, Großvater, was ich hier habe!"

Damit springt es auf den Alten zu, und im Laufen zertritt es den letzten Halm, der noch zitternd steht, und mit einem Seufzer sinkt der Bauer zu Boden und ist tot.

Droben im Himmel aber stand der Herrgott und machte ein großes Kreuz.

Die Kellnerin

Skizze von Friedrich Franz Goldau.

Nachdruck verboten.

Paul Newus erstieg die achte Treppe. Dann war er oben vor einer kleinen Tür. Ihr Rahmen stieß mit einer Ecke an die schräge Decke.

„Verzeihen Sie", sagte er, als sich die Tür nach seinem Klopfen öffnete. „Ich möchte zu Fräulein Lonny."

Die Frau, die eine Brille trug, sah ihn erstaunt an und den Blumenstrauß, den er hatte.

„Das stimmt doch wohl nicht", sagte sie freundlich. „Hier wohnt keine Lonny."

Paul Newus sprach einige Worte der Entschuldigung. „Sie ist doch die Kellnerin vom Winzerstübchen ...!?"

„Wohnt hier nicht, Herr!" Und lauter sagte die Frau: „Meine Tochter heißt Eleonore und ist keine Kellnerin!"

Dann stand Paul Newus vor der geschlossenen Tür, stieg wieder hinab und fuhr mit der Taxe zum Winzerstübchen.

In farbigen Nischen, in Peddigrohrsesseln saßen die Gäste. Kellnerinnen, zierlich wie Puppen, trugen auf Nickeltabletts Liköre, Kaffee und Gebäck auf. Auf dem Klavier spielte ein junger Mensch, den sein Vater ernährte, die letzten Schlager.

Paul Newus legte den Blumenstrauß auf die